Nr. 128. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 10. März 1908

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Ausklang der Briefaffäre.

Die beiden englischen Parlamente, Unterhaus und Oberhaus, sind gestern nach kurzer Debatte über den Brief des Deutschen Kaisers an Lord Tweedmouth zur Tagesordnung übergegangen. Gerade von deutscher Seite verdient es anerkannt zu werden, daß bei dieser Gelegenheit vom englischen Parlament mit einem ungewöhnlichen Maße von Takt und gutem Willen gehandelt worden ist. Kein Wort über den Kaiser selbst! Auch die Opposition respektiert dort, wo es sich um die Beziehungen zu einer auswärtigen Macht handelt, aufs genaueste die durch die Rücksicht auf das Staatswohl gezogenen Grenzen. Es geht zu wie bei einer tadellos gearbeiteten und gut instande gehaltenen Maschine; sie funktioniert scheinbar ohne Mühe. Man möge nicht übersehen, daß diese Maschine den Namen Parlamentarisches Regime trägt.

Gerade im vorliegenden Fall war es nicht leicht, die Störungen auszuschalten, die der von der „Times" tückisch in die Maschine geschleuderte Stein hervorrufen mußte. Ein Brief eines fremden Monarchen an einen Minister des Königs von England! Ein Brief dazu, in dem angeblich der Versuch gemacht sein sollte, den für den englischen Flottenetat verantwortlichen Minister in deutschem Interesse zu beeinflussen. Endlich ein Brief, der nicht von irgendeinem gleichgültigen Herrscher herrührt, sondern von Wilhelm II., der als Oberhaupt des Deutschen Reiches wie als Persönlichkeit die englische Nation aufs höchste interessiert. Es konnte nicht verwundern, daß auch die vortrefflich geölte parlamentarische Maschine Großbritanniens knirschte und stillzustehen drohte.

Wenn der kritische Augenblick glücklich überwunden wurde, so darf man das Verdienst daran nicht dem Kabinett allein zuschreiben. Die Dinge liegen vielmehr so, daß auch die konservative Opposition dazu mitgeholfen hat, diese für den Weltfrieden sehr gefährliche Situation zu beseitigen. Arthur Balfour im Unterhause, der Marquis v. Lansdowne im Oberhause dachten keinen Augenblick daran, einen Weltbrand zu entzünden, um sich ihre Parteisuppe an diesem Feuer kochen zu können. Sie wissen eben, daß die Welt rund ist und sich drehen muß. Wer in England heute unten liegt, der kommt morgen vielleicht nach oben; dann muß er auch die Verantwortung für die Regierungshandlungen tragen. Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit auf allen Seiten des Parlaments schließt die Parteikämpfe nicht aus, aber es nimmt ihnen den Giftstachel. Ueber die staatlichen Grundlagen gibt es in England keinen Streit. Man fügt sich willig den Kampfregeln wie bei irgendeinem Sportwettkampf.

Auch die englische Presse hat es diesmal getan. Die „Times" hat zwar von altersher ein großes Ansehen; sie hat auch einige Blätter hinter sich, die es aus materiellen Rücksichten nicht mit ihr verderben möchten. Sonst aber ließ die gesamte englische Presse kaum einen Zweifel daran, daß sie das Vorgehen der „Times" für unfair gehalten habe. Wie in den Parlamenten die Parteiführer der Opposition den Vorstoß einiger Heißsporne nicht mitmachten, so rückte auch die maßgebende englische Presse von der „Times" ab. Daß es in England eine antideutsche Partei gegeben hat, das hat man schon vorher gewußt; ebenso auch, daß die „Times" das eigentliche Organ dieser Kriegspartei ist. Aber es ist doch bezeichnend, daß sich die „Times" diesmal fast völlig isoliert sieht. Sie bemüht sich natürlich, ihre Position zu behaupten; nur scheint es nicht, als ob sie sich dabei auf die öffentliche Meinung in England berufen könnte.

Die für das deutsche Volk erfreuliche Lehre der an sich gewiß recht unerquicklichen Affäre ist darin zu erblicken, daß die maßgebenden Kreise Englands, soweit sie im Parlament und in der Presse zu Worte kommen, bemüht sind, keine deutsch-englischen Mißverständnisse aufkommen oder gar sich festwurzeln zu lassen. Lord Rosebery äußerte sich im Oberhause mit Recht dahin, daß die englische und die deutsche Presse nichts tun sollten, was den Frieden Europas gefährden könne. Man will eben in England nicht, daß die Presse sich als Friedensstörerin auftut, und man muß dem englischen Parlament nachsagen, daß es diesmal mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Auch die deutsche Presse wird nichts Besseres tun können, als durch loyales Verhalten zu England dazu mitzuhelfen, daß der langsame deutsch-englische Verständigungsprozeß nicht durch plumpe Hetzversuche gestört wird.

Ebenso aber wird man wünschen müssen, daß auch den Brunnenvergiftern diesseits und jenseits der Nordsee keine neue Handhabe für ihr gemeingefährliches Handwerk geboten wird. Selbst wenn der Brief des Deutschen Kaisers an den Ersten Lord der britischen Admiralität an sich unverfänglich sein mag, so ist es doch immer möglich, ihn mißbräuchlich auszudeuten. Auch die deutsche Presse kann nicht bestreiten, daß es sich bei solchen Schreiben um ein bedenkliches, mit dem parlamentarischen Regime unvereinbares Vorgehen handelt. Nicht bloß in England ist man in solchen Fällen empfindlich. Fürst Bismarck sah gleichfalls sehr genau darauf, daß sich der König nicht ohne ministerielle Bekleidung zeigte, wo es sich um den Verkehr mit fremden Vertretern handelte. Er macht selbst dem alten König Wilhelm einen indirekten Vorwurf, wenn er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" über Wilhelms Verkehr mit Benedetti schreibt: „Bei dem hohen Herrn, so korrekt er in der Regel die Ressortverhältnisse respektierte, war die Neigung, wichtige Fragen persönlich zwar nicht zu entscheiden, aber doch zu verhandeln, zu stark, um ihm eine richtige Benutzung der Deckung zu ermöglichen, mit der die Majestät gegen Zudringlichkeiten, unbequeme Fragestellung und Zumutung zweckmäßigerweise umgeben ist." Uns dünkt, daß heute der Kanzler des Deutschen Reiches noch sorgfältiger darauf achten muß, daß wichtige Fragen zwischen dem Deutschen Kaiser und fremden Ministern nicht persönlich, sondern nur unter richtiger Benutzung der konstitutionellen Deckung verhandelt werden. Dann wäre eine Gewähr dafür geboten, daß solche unerquicklichen Zwischenfälle, wie sie der Brief des Kaisers an Lord Tweedmouth im Gefolge hatte, keine Wiederholung finden.

* * *

Die „Times" nach der Parlamentsdebatte.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β London, 10. März.

Natürlich ist durch den Verlauf der gestrigen Parlamentsverhandlungen der „Times" aller Spielraum gegeben, die Verdächtigungen gegen die Kaiser-Korrespondenz aufrecht zu erhalten. Sie schnitzt zunächst aus den gemessenen Bemerkungen Lord Lansdownes ihre Pfeile und knüpft an seine Worte an, wenn solche außeramtlichen Mitteilungen noch so freundschaftlich seien, sie dennoch Unheil anstiften könnten. Die „Times" sucht Roseberys Auslassungen durch den Hinweis zu entkräften, daß er die einzige wichtige politische Persönlichkeit gewesen sei, die die Entente cordiale mit Frankreich verunglimpfte („disparaged"). Sie behauptet: „Der Brief mag, wie Rosebery sagt, scherzhaft gewesen sein; darum war er nicht minder dem Inhalte nach das Ergebnis beträchtlicher Arbeit und Zeit (sic!), und der gesunde Menschenverstand des Landes wird die Behauptung nicht gelten lassen, daß dieses Resultat beträchtlicher Arbeit, die deutschen Flottenverhältnisse darzulegen, ausschließlich in englischem Interesse geschehen sei. Die deutsche Flotte wird in fieberischer Hast hergestellt, aber auf die Bauart kommt es vielleicht mehr an, als auf die Zahl der Schiffe. Diese sind nicht gebaut, um den Handel zu beschützen oder Krieg in der Ferne zu führen; sie sind nicht wie unsere bereit, irgendwo hinzugehen. Sie sind dazu da, eine schlagfertige Macht auf kurze Entfernung zu bilden." Die „Times" hätte kürzer sagen können: Sie sind nur zur Verteidigung, nicht wie die englische Flotte auch für den Angriff gebaut. „Die öffentliche Meinung Europas", weissagt dann die „Times", wird nicht befriedigt sein, solange die Korrespondenz nicht veröffentlicht ist. Wir vermuten, Europa hatte schon vor den Parlamentsverhandlungen von dem „Times"-Schwindel genug. Dann kommt die „Times" auf die deutsch-englischen Beziehungen überhaupt, die sich in Taten, nicht in Worten zeigen müßten, zu sprechen, und schließlich versteift sie sich noch einmal darauf, daß „indirekte Diplomatie" in dem Briefe vorliege, und daß diese niemals Vertrauen einflößen könne.

* * *

Das Urteil der übrigen englischen Presse.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β London, 10. März.

„Daily Chronicle" erklärt sich mit Lord Tweedmouths kurzen Erklärungen im Oberhaus vollständig einverstanden. „Wir sind alle darin einig, daß der von ihm eingeschlagene Weg ein guter und dazu geeignet, ein gutes Einvernehmen zwischen uns und dem Deutschen Reiche zu pflegen. „Daily News" geht weiter. Die „Times"-Meldung habe aller Welt endlich die Existenz einer **kleinen Clique** bloßgelegt, die aus eingestehbaren und nicht eingestehbaren Motiven **Krieg mit Deutschland wünscht.** Die sensationelle Absurdität habe ferner das Gute gehabt, daß diese Methoden selbst dem Gros der antideutschen Presse unbehaglich wurden und eine Opposition entstand, die entschlossen sei, nicht ihren Sinn für Würde und für ihre Verantwortlichkeit bei einem Zwischenfall zu verlieren, bei dem ein sogenannter Parteivorteil hätte erlangt werden können. Auch habe der Zwischenfall das Gute gehabt, Lord Rosebery zu einer so bemerkenswerten Rede wie der gestrigen Anlaß zu geben.

„Daily Mail" ist nicht ganz von Tweedmouths Antwortschreiben befriedigt! Das Blatt meint, die darin ausgesprochenen politischen Absichten der Förderung freundschaftlicher Beziehungen stempelten es zu einem Staatsdokument, das dem Kabinett vor Abgang hätte vorgelegt werden müssen. Auch habe Tweedmouth sich über eine andere Angabung der „Times" nicht geäußert, wonach er dem Kaiser den Marineetat, noch bevor dieser hier veröffentlicht wurde, übersandt habe. Die Erklärungen, soweit sie Lord Tweedmouth selbst betreffen, seien daher nicht sehr befriedigend. Die Regierung habe sich aber nun einmal über ihre Politik schlüssig gemacht und sie trage die Verantwortung.

Der konservative „Daily Graphic" erklärt: Die gestrigen Erklärungen beseitigen vollständig und befriedigend den Alarm, den die „Times" hervorgerufen hat, und ihre schwarzen Machinationen verschwinden vor dem Licht der Erklärung, daß die Briefe Sir Edward Grey vorgelegen haben. Das Land hat vollständiges Vertrauen zu Tweedmouths und Greys Urteil in Angelegenheiten dieser Art. Von ihrer Versicherung von dem unschädlichen Charakter des Briefes des Deutschen Kaisers wird sich jeder befriedigt erklären. Bevor wir jedoch die Angelegenheit

Allerlei Liebe.

Von [Nachdruck verboten.]

Henry F. Urban.

An der Ecke der 5. Avenue zu New-York, gegenüber dem Parkeingang, steht ein Palast aus roten Backsteinen mit grauer Sandsteinverblendung, mit vielen Erkern, Türmen, Giebeln und Balkonen. Das Dach ziert die fröhliche Ornamentik der Spätgotik und Frührenaissance in Frankreich mit ihren Spitzbogen, Krabben und Kreuzblumen. Es ist zum Teil eine Nachbildung des lustigen „Château de Blois" an der Loire, wo Ludwig XII. und Franz I. lustige Tage verlebten, wo aber auch der Herzog von Guise auf Befehl Heinrichs III. ermordet wurde. „So wie Ludwig XII. einst wohnte, kann ich, der Dollarkönig, auch wohnen!" sagte sich Cornelius III. aus dem Hause Vanderbilt. Und der König von Dollars Gnaden schuf ein Wohnhaus, wie es der von Gottes Gnaden gehabt hatte; nur mit dem Unterschied, daß die Perle von der Loire an der 5. Avenue zwischen häßlichen Wolkenkratzerhotels tragikomisch wirkt.

Aber dergleichen stört einem Dollarkönig selten die Nachtruhe. Seit Cornelius III. im Jahre 1899 zu seinen Papas versammelt ward, hatte die Witwe still für sich gelebt. Kürzlich aber war wieder fröhliches Leben dort eingezogen. Kutschen und Automobile mit den frisch geschaffenen Wappen der Dollararistokratie rollten in der kalten Wintersonne vor das Portal, und draußen vor dem Schlosse stand zu Hunderten das gaffende Volk, um etwas von der Dollarherrlichkeit zu erblicken. Viel war es nicht, denn die Polizei hielt die Gaffer in respektvoller Ferne von dem Schlosse. Immerhin erblickten sie goldstrotzende ungarische Magnatenkostüme und farbenprächtige militärische Uniformen und kostbare Damentoiletten. Es war die Hochzeit von Dollarkönigs Töchterlein Gladys mit dem ungarischen Grafen Laszlo Szechenyi.

Allerlei Heiteres war unter der Menge zu erlauschen. Da war wieder der komische Erzdemokrat aus dem Volke, auf den die ganze Dollarkönigspracht wirkte wie der berühmte rote Sonnenschirm auf den Stier. Er schnauzte den Polizisten an, der ihn weitergehen hieß, und bemerkte: „Dies ist ein freies Land, und ich kann stehen, wo ich will, und ich bin gerade soviel wie der Vanderbilt und dreimal soviel wie dieser Fatze aus Ungarn in seiner Papageienuniform." Dann spürte er einen unangenehmen harten Gegenstand an seinen Rippen (den Buchsbaumknüttel des Ordnungswächters) und trollte sich. Ein anderer spuckte gelben Tabakssaft auf den Bürgersteig und meinte dann näselnd zu seinem Nachbar: „Ist es nicht eine Schande, daß da wieder zwölf Millionen guter amerikanischer Dollars an einen lumpigen europäischen Adeligen gehen? So viel bringt sie ihm in die Ehe. Der Halunke hat's kontraktlich." Darauf der Angeredete: „Ich habe gehört, daß das Vermögen wieder an Vanderbilts zurückfällt, wenn die Ehe kinderlos bleibt." Wieder wo anders wollte einer vom anderen wissen, wie „dieser verflixte" ungarische Name des Grafen ausgesprochen würde, oder wo Ungarn läge. Ein bartloser Jüngling drückte sein Erstaunen aus, daß der Frager so wenig Geographie kenne, und erklärte herablassend, Ungarn liege zwischen Rußland und der Türkei. Frauenzimmer stritten sich über den Wert von Gladys' Hochzeitskleid und den der Hochzeitsgeschenke, der in den Zeitungen auf eine Million Dollars angegeben war; die Geschenke waren in den einbruchsfesten Gewölben von Tiffany u. Co., den Hofjuwelieren der Dollarkönige und des Dollarhochadels, untergebracht worden.

Merkwürdig — immer von neuem und allüberall in der Menge erschien der Dollar als höchster Wertmesser und als Kernpunkt des Interesses für die Hochzeit. Dollarmenschen! Sie können nicht anders! Und nicht minder merkwürdig ist dieses Uebelwollen gegen Geburtsadel und Dollaradel und gegen die zärtliche Neigung der beiden für einander. Den amerikanischen Paradedemokraten ärgert das. Er hat in der Volksschule gelernt, daß es so Etwas wie Klassen oder Kasten im Lande der Tapferen und Freien nicht gebe. Aber diese Vanderbilts und diese Hochzeit, überhaupt all diese Dollarkönige, die da in Wahrheit über die Freien regieren — wie stimmt das zu den Volksschullehren? „Habt ihr gehört, ihr Enkel Washingtons, daß sich diese Dollarprinzessin noch über uns lustig macht? Habt ihr gehört, daß sie erklärt haben soll, sie wolle keinen Amerikaner heiraten, der die Liebe seiner Frau doch nur verschlinge wie seinen täglichen Lunch und dann sich wieder in sein Geschäft stürze? Empörend!" So raunte es im Volke. Ach — und dabei hätte Gladys recht, wenn sie das gesagt hat. Sie hätte da auf eine echt amerikanische Erscheinung gewiesen, auf einen der Hauptgründe für die erschreckende Menge von verkrachten amerikanischen Ehen: den Ehemann, der für die Ehefrau keine Zeit hat. Warum? Weil er am chronischen Dollarismus leidet, weil er das Weib, auf dem Silberdollar geprägt, mehr liebt als das daheim. Tausende von Dollarkönigtinnen und Dollarprinzessinnen, aber auch Tausende von Frauen ganz simpler Dollaradliger werden Gladys aus bitterem Herzen zugestimmt haben. Daher nehmen sie einen Europäer, einen feurigen Ungar, der ihr feurige Liebe bieten wird, und dem sie mehr sein wird als die bloße Dollarpuppe, das kostbarste Prunkstück seines Heims, das sichtbarste, eindruckvollste Reklameschild für des Mannes Dollars, Dollars, Dollars. Hoffentlich erfüllt sich der Traum der romantischen Dollarprinzessin.

Ein ob der Hochzeit besonders gekränkter Erzdemokrat im Kongreß zu Washington sah darin eine solche Gefahr für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, daß er für nötig hielt, im Kongreß seine Galle zu erleichtern. Es war einer der Vertreter des Staates Illinois. Den willkommenen Anlaß bot ihm eine demagogische Gesetzesvorlage, die eine Steuer auf Mitgiften bei Heiraten von Amerikanerinnen mit Europäern vorschlug. Er warf zunächst die Frage auf, welcher Ausschuß hierfür zuständig sei: ob der Ausschuß für auswärtige Beziehungen oder der Ausschuß für zwischenstaatlichen und fremden Handel oder der augenblickliche Zolltarif. Er erwog auch, ob auf Herzöge, Lords und Grafen nicht die Bestimmungen für Einfuhrzölle maßgebend seien, zum Beispiel die für Geflügel; denn nach allgemeiner amerikanischer Anschauung gehörten europäische Aristokraten zur Gattung Gans. Der Redner bemängelte dann, daß nirgends in den amtlichen Handelsausweisen näheres über den Austausch von Ausschußaristokraten gegen einige Millionen Dollars mit einem Frauenzimmer als Zugabe enthalten sei. Dann wurde er deutlicher, indem er meinte: „Jeden Tag scheint es einen Ramschausverkauf in New-York zu geben, ob es sich nun um eine Elle Band oder ein Pfund Weiberfleisch handelt, ob um die Ladentische der Broadwaygeschäfte oder die großen Weiberauktionspaläste in der 5. Avenue. Früher waren die reichen amerikanischen Reisenden zufrieden, wenn sie in Europa kostbare Stoffe und alte Gemälde kaufen konnten, von denen sie nichts verstanden. Heutzutage, wenn ein reiches amerikanisches Mädchen drüben einen zweibeinigen Rest von etwas Königs-